

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu 2. Korinther 6,1-10,
am 26.02.2012

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Als Mitarbeiter Gottes ermahnen wir euch, dass ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangt. Denn er spricht (Jesaja 49,8): „Ich habe dich zur Zeit der Gnade erhört und habe dir am Tage des Heils geholfen.“

Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Heils! Und wir geben in nichts irgendeinen Anstoß, damit unser Amt nicht verlästert werde; sondern in allem erweisen wir uns als Diener Gottes:

in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Verfolgungen, in Mühen, im Wachen, im Fasten, in Lauterkeit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, im heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, mit den Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, in Ehre und Schande, in bösen Gerüchten und guten Gerüchten, als Verführer und doch wahrhaftig; als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht getötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben, und doch alles haben.

Liebe Gemeinde!

„Wenn nicht jetzt, wann dann?“ – so lautet der Titel eines Liedes der Kölner Band „Die Höhner“. Mit diesem Lied hat die Band im Jahre 2007 der deutschen Handball-Nationalmannschaft Mut zugesungen, und siehe da: sie haben damals die Weltmeisterschaft hier im eigenen Land gewonnen. Man könnte sagen: das war hoch gepokert – aber mit Erfolg! Gut, dass sie das Lied nicht für die letzte Weltmeisterschaft im vergangenen Jahr geschrieben haben! Da wurde Deutschland gerade mal 11.! Oder war es etwa so, dass letztes Jahr ein entsprechendes Lied gefehlt hat, so dass der Motivationsschub eben deshalb ausblieb? Ich fürchte, wir werden es nie erfahren!

Soviel jedenfalls ist sicher: Wer so eine Devise vertritt: „Wenn nicht jetzt, wann dann?“, der setzt sozusagen alles auf eine Karte, und das heißt: der muss sich seiner Sache schon sehr sicher sein. Der Satz ist das glatte Gegenteil einer anderen Devise, die sich auch in einem Sprichwort niedergeschlagen hat. Da heißt es dann: „Kommste heut nicht, kommste morgen.“ Anders gesagt: jede Zeit ist wie die andere. Im Grunde verrät diese letztere Devise eine gehörige Portion Gleichgültigkeit, ja Antriebslosigkeit. Ganz anders als im Lied der Höhner!

Und erst recht ganz anders als der Apostel Paulus! Ihm geht es natürlich um völlig andere Dinge als um den Erfolg einer Sportmannschaft, aber strukturell formuliert er ganz ähnlich wie die Höhner: **Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Heils!**

Da fragt man sich natürlich: Warum sollte das eigentlich so sein? Was macht dieses „Jetzt“ aus? Inwiefern und auf welche Weise ist es durch Kategorien wie „Gnade“ und „Heil“ geprägt? Und wir Heutigen fragen uns erst recht: Was ist mit uns? Betrifft dieses „Jetzt“, von dem Paulus schreibt, uns überhaupt noch? Ja wäre es nicht logisch zu sagen: Es betrifft uns gerade nicht mehr, denn seit Paulus sind immerhin 2000 Jahre vergangen! Noch dazu leben wir in einem anderen Land, einer anderen Kultur und in wahrlich sehr anderen Lebensumständen. Was also soll hier und jetzt eine Rückbesinnung auf das so andere „Jetzt“, von dem Paulus spricht?

Nun, liebe Gemeinde: wenn es so klar wäre, wie die Logik es eigentlich gebietet: dass nämlich ein „**Jetzt**“ von vor 2000 Jahren unser heutiges „Jetzt“ einfach nicht mehr sein kann – also wenn das so klar wäre, dann wäre dieser Brief des Apostels Paulus wohl kaum überliefert worden. Und ins Neue Testament hätte er schon gar nicht Eingang gefunden. Er hätte sich ja bald nach seiner Abfassung erledigt.

Es muss also wohl doch noch mehr und etwas Anderes hinter diesem Wort stecken, und da wage ich mal eine Vermutung: „**Jetzt**“ ist für den Apostel Paulus gar nicht ein bestimmter klar abgrenzbarer Zeitpunkt; „**Jetzt**“ – das ist vielmehr eine Situation, die dadurch bestimmt wird, dass in ihr eben die Voraussetzungen gelten, die damals für Paulus gegolten haben, als er den Brief schrieb, und die er auch deutlich beschreibt. Voraussetzungen, die prinzipiell auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten gelten können, so dass das „**Jetzt**“ von damals zum „**Jetzt**“ von heute werden kann. Diese Voraussetzungen freilich haben es in sich; ich lese sie noch einmal vor:

„**In allem**“, so schreibt Paulus, **„erweisen wir uns als Diener Gottes: in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Verfolgungen, in Mühen, im Wachen, im Fasten, in Lauterkeit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, im heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, mit den Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, in Ehre und Schande, in bösen Gerüchten und guten Gerüchten, als Verführer und doch wahrhaftig; als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht getötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben, und doch alles haben.“**

Was für eine Situationsbeschreibung, ja was für eine Liste! Sie erschlägt den Leser ja förmlich! Und besonders ihr letzter Abschnitt zeigt deutlich, worauf es Paulus offensichtlich ankommt: Gegensatzpaare beherrschen das Bild; die Situation der ersten Christenheit ist durch und durch widersprüchlich! Oder noch genauer gesagt: äußerlich betrachtet scheint die Situation der ersten Christen schlicht und einfach furchterregend zu sein, aus der „Innenperspektive“ jedoch mutet sie ganz anders, nämlich geradezu erstrebenswert an. Diesen beiden Betrachtungsweisen, diesem Perspektivenwechsel sollten wir weiter nachgehen; darin scheint alles verborgen zu liegen, was das „**Jetzt**“, von dem Paulus schreibt, ausmacht.

Paulus schreibt zunächst von einer Situation, die sich niemand ernsthaft wünschen kann: von großer Geduld ist die Rede, die den ersten Christen abgefordert ist, von „**Trübsalen, Nöten, Ängsten, Schlägen, Gefängnissen, Mühen**“ – es fällt nicht schwer zu erraten, worauf Paulus hier anspielt: auf die Situation der Verfolgung, der die erste Generation der Christenheit ausgesetzt war. Das ist ein Aspekt, mit dem wir uns heute sehr schwer tun und der zugleich einen tiefen Unterschied zwischen Paulus damals und uns heute markiert. Wir können uns eine bedrohte Existenz als Christen kaum mehr vorstellen. Dabei ist eine solche auch heute für gar nicht so wenige unserer Glaubensgeschwister auf der Welt ebenso real, wie sie es für Paulus war! Vor wenigen Wochen erst habe ich schon mal in einer Predigt bestimmte Länder aufgezählt, wo Christsein eine unbequeme Sache ist, ja wo es möglicherweise Lebensgefahr bedeutet!

Wie gehen wir damit um – in einem Staat, wo die Kirche nach wie vor nicht nur Rechtssicherheit genießt, sondern sogar mit bestimmten Privilegien ausgestattet ist: von der Kirchensteuer über sogar grundgesetzlich geschützte Möglichkeiten der Einflussnahme in der Öffentlichkeit? Wir beklagen gern dies, dass dieser unser Einfluss mehr und mehr schwindet, ja! Aber das liegt jedenfalls nicht daran, dass wir auch nur von ferne in einer so prekären Situation leben würden, wie sie für Paulus gegeben war. Bei uns dürften die Probleme andere Ursprünge haben – meist vermutlich solche, die bei uns selber liegen...

Oder müsste ich vielleicht so weit gehen zu sagen: eine privilegierte Stellung in Staat und Gesellschaft ist gerade ein Fluch für die Kirche? Etwas zynisch formuliert: wenn eine Gesellschaft der Kirche jede geistliche Kraft nehmen will, dann tut sie gut daran, der Kirche einen möglichst bequemen, „weichen“ Platz anzubieten, sie gleichsam einzulullen, in Sicherheit zu wiegen – und gerade damit in immer größere Distanz zu ihren eigenen Ursprüngen treten zu lassen?! Ich halte diese Erwägung gar nicht für so abwegig! Sogenannte „Umarungsstrategien“ haben jedenfalls schon häufig dazu geführt, dass Menschen ihre ursprünglich große Energie gerade verloren haben. Wer gut genährt wird, wird träge – so einfach ist das!

Schon diese simple Tatsache sollte im Übrigen Grund genug dafür sein, dass wir uns auch als Protestanten mal wieder ernsthaft mit der Fastenzeit befassen! (Zumal Paulus das „**Fasten**“ ja auch ausdrücklich in der Liste seiner Worte erwähnt!) Denn der Grundgedanke des Fastens bricht diese Logik des Trägewerdens durch Überfluss auf und kann uns deshalb nur gut tun!

Natürlich kommen wir nun in ein Dilemma: denn auf der einen Seite kann sich kein vernünftiger Mensch eine Bedrohung der Kirche herbeiwünschen, wie schon Paulus sie erleben musste und wie viele Christen sie bis heute erleben müssen. Auf der anderen Seite jedoch scheint – vorsichtig formuliert – die „Infragestellung“ des Glaubens und des kirchlichen Lebens aber irgendwie konstitutiv zu dem dazugehören, was Paulus als das „**Jetzt**“ bezeichnet, das die Zeit der Gnade und den Tag des Heils ausmacht. Der Kirchenvater Tertullian hat auf der Schwelle vom 2. zum 3. Jahrhundert, also mitten in der Zeit der frühen Christenverfolgung, den Satz formuliert: *„Das Blut der Christen ist der Same der Kirche.“* So ein Satz klingt martialisch und lässt uns natürlich heute erschauern. Niemand wünscht sich solche Verhältnisse zurück. Aber erkennen wir zumindest an, dass da ein Stück Wahrheit ausgesprochen wird, wie sie bereits in den Worten des Paulus zum Vorschein kommt.

Soviel jedenfalls werden wir sagen müssen: ohne ein gewisses Moment der Herausforderung geht es in der Kirche nicht voran. Wer sich lediglich bequem im eigenen oder auch im kirchlichen Leben einrichten will, der beschwere sich nicht, wenn er mit Gott keine Erfahrungen macht, und der beschwere sich auch nicht, wenn er auf Außenstehende mit seiner kirchlichen Existenz keine große Anziehungskraft entfaltet.

Interessanterweise folgen in der Liste dessen, was Paulus zum „**Jetzt**“, zur „**Zeit der Gnade**“ und zum „**Tag des Heils**“ zählt, nun Begriffe, die durchaus positiv klingen: **Lauterkeit, Erkenntnis, Langmut, Freundlichkeit, heiliger Geist, ungefärbte Liebe, das Wort der Wahrheit, die Kraft Gottes**“.

Wie kommt er nach all den Worten, die Schlimmes andeuten, nun dazu? Ich kann das nur so verstehen: *innerhalb* seiner wenig erstrebenswerten äußeren Situation darf er und dürfen die verfolgten Christen aller Zeiten und Orte die Erfahrung machen, dass Gott sie nicht im Stich lässt! Gerade indem sie sich auf die äußere Not einlassen, nicht vor ihr davonlaufen und schon gar nicht ihren Glauben aufgeben, gerade indem sie dabeibleiben und sich nicht durch alle Bedrohungen einschüchtern lassen, lernen sie Gott wirklich kennen!

Vielleicht taugt ein ganz alltägliches Beispiel aus einem viel weniger dramatischen Zusammenhang dazu, diesen Mechanismus zu verdeutlichen: ich nehme mal an, die meisten unter uns können schwimmen. Irgendwann haben Sie es gelernt. Erinnern Sie sich daran, wie das war? Vermutlich hat jemand es Ihnen so beigebracht, dass er Sie zunächst im Kinderbecken bei den ersten Versuchen gehalten hat, so mit der Hand unter dem Bauch. Immerhin, schon dabei spürt man, wie das ist, den Boden unter den Füßen preiszugeben. Dabei spielt immer auch ein Gefühl der Gefährdung eine Rolle. Immerhin, man weiß: zum einen ist da die Hand, die mich stützt, zum anderen könnte ich ja im hüfthohen Wasser immer wieder stehen, wenn ich wollte.

Aber wir wissen auch: irgendwann kommt der Moment, da geht es ins tiefe Wasser, und da ist nichts mehr mit Stehen! Nun, zunächst ist die stabilisierende Hand noch da. Aber ab einem bestimmten Zeitpunkt, da heißt es dann alleine schwimmen, und dann zeigt sich, ob wir es gelernt haben. Und dann erst können wir die Erfahrung machen, die mich als Kind jedenfalls tief beeindruckt hat: das Wasser trägt – vorausgesetzt ich halte mich auch an das, was ich gelernt habe! Der entscheidende Punkt dabei ist doch klar: es bedarf dessen, dass ich mich auf die Gefährdung einlasse, damit ich diese Erfahrung des Wassers, das mich trägt, allererst machen kann!

Wir könnten das auch an anderen Beispielen des täglichen Lebens durchbuchstabieren: am Fahrradfahren, am Drachenfliegen oder was es auch sei. Oder ich erinnere mich gut daran, wie mir ein guter Freund von seiner allerersten Nacht im Krankenhaus als verantwortlicher Arzt nach der Ausbildung erzählte: da stand er plötzlich ohne Oberarzt da, ganz alleine mit der Verantwortung für die Patienten, die zum Teil in kritischem Zustand bei ihm landeten. – Nur wer sich auf eine Gefährdung einlässt, kann die Erfahrung der Bewahrung machen. Natürlich soll man das nicht ohne Sinn und Verstand machen. Wie gesagt: der Schwimmkurs ist schon notwendig, bevor man selber ins tiefe Wasser springt. Und eine solide medizinische Ausbildung vor der ersten Nacht als verantwortlicher Arzt in der Notaufnahme erst recht. Aber irgendwann kommt der Punkt, da musst du entscheiden: wage ich es, oder wage ich es nicht? Und dann gilt das Sprichwort: „*Nur wer wagt, gewinnt!*“

Und dann erst kann sich eine Situation ergeben, die durch das paradox erscheinende Nebeneinander von Dingen geprägt ist, wie Paulus sie aufzählt, wenn er die Existenz der Christen beschreibt: sie leben, so sagt er, **„als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht getötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben, und doch alles haben.“**

In diesem paradox erscheinenden Nebeneinander, liebe Gemeinde, spiegelt sich ein Nebeneinander, von dem die Bibel viel zu erzählen weiß: das Nebeneinander von Kreuz und Auferstehung. Eigentlich ist es ein Nacheinander, aber doch ein solches, wo Eines ins Andere greift: so trägt der sterbende Jesus zum Teil schon regelrecht hoheitliche Züge, in denen seine Identität als Auferstandener bereits aufleuchtet. Und auf der anderen Seite wird der Auferstandene ausgerechnet an seinen Nägelmalen erkannt.

Für Paulus ist jedenfalls soviel klar: in der paradoxen Existenz der Christen, so wie er sie beschreibt, spiegelt sich der Weg und die Identität Jesu wider. Und das ist zuhächst bedeutsam: nicht durch eine menschlich gesprochen beeindruckende Karriere wird er groß, nein, im Gegenteil: Jesus macht sich ganz klein, wendet sich den Geringsten der Geringen zu – und wird gerade deshalb und dadurch zu dem, den die Bibel den Sohn Gottes nennt. Nicht indem er dem Tod aus dem Weg geht, kommt er um ihn herum, sondern indem er ihm sehenden Auges entgegengeht und ihn bewusst auf sich nimmt, stellt er die Weichen zu seiner letztgültigen Überwindung.

Diese Impulse hat sich die frühe Kirche zu Eigen gemacht, und nur dadurch hat sie die Kraft gefunden, in der Verfolgung zu überleben. Gemäß Christi eigenem Beispiel sind viele der ersten Christen ihrem Glauben treu geblieben, selbst wenn dies für sie Leid und Tod bedeutete. Das wiederum hat Eindruck auf ihre nichtchristliche Umgebung gemacht; die Christen wurden als ernsthaft und unbeugsam in ihrem Glauben wahrgenommen, und das wiederum hat viele andere Menschen dazu gebracht, sich der Kirche anzuschließen – ungeachtet aller Gefahren und Risiken, die nun auf sie warteten.

Noch einmal, liebe Gemeinde: unsere Situation ist eine andere als die der frühen Kirche – darüber sollten wir froh sein und uns auch nichts Anderes wünschen. Umso wichtiger, dass wir in den Herausforderungen und Infragestellungen, denen wir heutzutage in Bezug auf unseren Glauben begegnen, ebenfalls ernsthaft und unbeugsam bleiben.

Eine solche Haltung schließt die Bereitschaft zu Dialog und auch zum Zweifel in Glaubensdingen nicht aus, sondern im Gegenteil ein! Aber ich wage doch auch mal soviel zu sagen: es ist heute geradezu schick geworden, überall seine Zweifel am Glauben deutlich zu artikulieren. Sind wir aber genauso bereit, unseren Dank an Gott laut auszusprechen, wenn es Anlass dazu gibt?

Gestern haben wir einen Jugendgottesdienst gefeiert unter dem Titel *„Deine Sorgen möchte ich haben!“*, und da haben wir versucht, echte, berechnete Sorgen von dem zu unterscheiden, was wir *„Luxussorgen“* genannt haben. So mancher Schüler, der sich ständig über seine Lehrer beklagt, sollte doch vielleicht mal darüber nachdenken, ob er nicht vor allem Grund zur Dankbarkeit dafür hat, dass er überhaupt problemlos zur Schule gehen zu können! Und so mancher Vater oder manche Mutter, die ständig über ihre schrecklichen pubertierenden Söhne und Töchter seufzen, sollten Gott doch vielleicht zunächst mal dankbar dafür sein, dass sie gesunde Kinder haben – und dann sollten sie zugeben, dass sie selber meist in ihrer Jugend auch nicht besser waren! Die ersten Christen jedenfalls mussten mit ganz anderen Sorgen fertig werden, als wir sie heute meist haben – und sie waren erstaunlicherweise Gott gegenüber häufig dankbarer, als wir das zu sein pflegen.

Hätten wir einen Brief zu schreiben, dann vermute ich, wir hätten etwa so formuliert: *„Wir leben zwar nicht schlecht, aber am Ende geht doch alles dem Tod entgegen.“* Bei Paulus dagegen heißt es: **„Wir sterben, und siehe, wir leben.“** Bei uns könnte es lauten: *„Wir bemühen uns ja um Fröhlichkeit, aber die Trauer holt uns leider immer wieder ein.“* Dagegen Paulus: **„Wir sind die Traurigen, aber allezeit fröhlich.“** Von unserer Seite klingt es gern so: *„Wir haben zwar immer noch Vieles, aber früher war es mehr, und eigentlich sollte es immer noch etwas mehr sein.“* Paulus dagegen schreibt: **„Wir sind die, die nichts haben und doch alles haben.“**

Liebe Gemeinde, wenn wir heute als Christen oft so flügelarm wirken und auch keine besonders große Ausstrahlung mehr auf unsere Mitmenschen haben, dann glaube ich, das hat etwas damit zu tun, dass es zumindest den Anschein hat, als seien wir heute jedenfalls in unseren Breiten ein ganzes Stück weit eher selber die Herren unseres Lebens, als dass wir in allem ganz auf Gott geworfen wären. Erleben wir dann aber mal eine echte tiefe Lebenskrise, den Verlust eines geliebten Menschen oder eine schwere Krankheit oder Ähnliches, dann fallen wir häufig geradezu in ein Loch, weil an solchen Punkten die Illusion, die wir uns von unserer Selbstbestimmung gemacht haben, zerbricht. Wer von sich und seinen eigenen Potentialen alles erwartet, der wird früher oder später enorm ernüchtert werden, nicht selten bis hin zur Verzweiflung. Wer dagegen seine Hoffnung ganz auf Gott setzt und von Gott alle seine Potentiale dankbar empfängt – ich glaube, der ist zumeist „resistenter“ und eher in der Lage, auch in der Krise eine Chance zu erblicken.

Der Apostel Paulus macht uns vor, wie man ganz von Gott her leben kann – sogar in höchster Bedrohung. Wir sind gut beraten, uns sein Beispiel zu Herzen zu nehmen. Dann gilt ganz unvermutet und plötzlich auch für uns: **Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Heils!** Und wir können dann sogar augenzwinkernd die rhetorische Frage der Hühner anschließen: *„Wenn nicht jetzt, wann dann?“* Amen.